

Vermeidungsverhalten

Vom 8. April bis zum 1. Juli lief unsere zweite Online-Umfrage. Mit Blick auf antimuslimischen Rassismus befragten wir Menschen, die muslimisch sind oder als muslimisch wahrgenommen werden und in Sachsen leben.

Wir halten es in unserer Arbeit für sehr wichtig, zu verstehen, was antimuslimischer Rassismus ist – was ihn aufrechterhält, was ihn stärkt oder wodurch sich Rassismus verändert; aber eben auch, wovon wir tatsächlich sprechen, wenn wir von „antimuslimischem Rassismus“ sprechen. Das Ausmaß des Problems begreifen wir nur, wenn wir uns das Leben mit Rassismus vor Augen führen oder durch andere vor Augen führen lassen: Wie fühlt es sich an, mit antimuslimischem Rassismus zu leben – und das als Muslimin oder als unreligiöser Mensch, als Ingenieurin oder Engagierte? Wie fühlt sich antimuslimischer Rassismus in der Bibliothek an, auf dem Parkplatz oder im Kleingarten?

Bei unserer Recherche stießen wir auf die Arbeit von Zeynep Demir, Andreas Zick und Marco Eden. Als Team der Universität Bielefeld haben diese drei Wissenschaftler:innen die üblichen quantitativen Befragungen vom Kopf auf die Füße gestellt. Sie haben nicht gemessen, wie viele Menschen anteilig rassistischen Aussagen zustimmen. Stattdessen haben sie Menschen gefragt, gegen die sich antimuslimischer Rassismus richtet, wie sich deren Leben dadurch verändert. Denn dies ist antimuslimischer Rassismus natürlich zuerst: eine Zumutung für das Leben von Muslim:innen. Und eine Zumutung für das Leben von vermeintlichen Muslim:innen.

Wir haben Zeynep Demir zu einer Veranstaltung nach Dresden eingeladen, wo sie uns ihre Forschung vorstellte. Darüber hinaus stellte sie uns gemeinsam mit ihren Kolleg:innen einige Fragen aus ihrem Fragebogen zur Verfügung. Das ist eine unschätzbare Unterstützung unserer eigenen Umfrage, für die wir sehr dankbar sind. Denn im Rahmen der Bündnisarbeit wäre es uns nicht möglich gewesen, die Fragen wissenschaftlich zu erarbeiten.

Messinstrument: Schutz- und Vermeidungsverhalten von Muslim*innen

Zick, Andreas/ Demir, Zeynep/ Eden, Marco (2024). Schutz- und Vermeidungsverhalten von Muslim*innen. In Forschungsgruppe Muslimische Perspektiven auf die Muslim- und Islamfeindlichkeit (Hrsg.), Muslimische Erfahrungen und Wahrnehmung der Islam- und Muslimfeindlichkeit in der Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS. (i.E.)

Das Bundesland Sachsen spielt für die Bielefelder Studie nur eine kleine Rolle und das aus gutem Grund. Deren Ergebnisse sind nach den Regeln der quantitativen Sozialforschung nahezu repräsentativ. Das bedeutet, sie spiegeln die reale Bevölkerungszusammensetzung so gut wider, dass die Ergebnisse verallgemeinerbar sind. Da in Sachsen viel weniger muslimische Menschen leben als in anderen Bundesländern, wurden hier nur wenige Menschen befragt. Unsere Bündnis-Umfrage dagegen ist auf Sachsen beschränkt.

Warum Vermeidungsverhalten?

Von Zick, Demir und Eden stammen unsere Fragen zu Vermeidungsverhalten. Vermeidungsverhalten ist ein Begriff aus der Forschung zum Sicherheitsempfinden. Um zu verstehen, wie sicher sich Menschen fühlen, fragt man sie, ob sie bestimmte Orte, Tageszeiten oder Situationen meiden.

Wenn eine Person einen Ort, eine Zeit oder eine Situation meidet, hängt das entweder mit den Erfahrungen zusammen, die sie selbst gemacht hat. Oder sie hat durch Dritte Informationen dazu erhalten. Schätzt eine Person die Lage treffsicher ein und hat sie die Möglichkeit zu Vermeidungsverhalten, dann kann sie dadurch tatsächlich die Chance senken, unangenehme oder gefährliche Erfahrungen zu machen.

Vermeidungsverhalten ist insofern eine Strategie des Selbstschutzes, die sehr gut funktionieren kann. Aus gesellschaftlicher Perspektive ist es allerdings nicht akzeptabel, wenn die Abwehr einer Bedrohungslage individuell geschieht und darin besteht, dass potentielle Opfer¹ ihr Leben einschränken.

Darum ist Vermeidungsverhalten eine wichtige Ergänzung zur Statistik von Übergriffen und Gewalttaten. Vermeide ich eine Situation erfolgreich, dann tauche ich in keiner Gewaltstatistik auf und es gibt keinen Diskriminierungsfall, den ich melden könnte. Gleichzeitig ist mein Leben in seiner Freiheit stark eingeschränkt. Die Schutzstrategie erhöht meinen Stresslevel und stellt eine erhebliche alltägliche Belastung dar. Je mehr ich vermeiden muss, desto größer ist die Einschränkung für mich.

Ob es eine reale Grundlage für das Vermeidungsverhalten gibt, ist im Nachhinein natürlich schwer zu beurteilen. Offensichtlich kann die Einschätzung einer Gefahrensituation fehlerhaft sein – nicht nur zufällig falsch, sondern auch systematisch verfälscht, beispielsweise durch einen abwertenden Blick auf Ostdeutschland oder durch Rassismus. Das kommt vor. Einen letzten Beweis für die Bedrohung gibt es tatsächlich erst, wenn es zu spät ist. Aber wir können durch die Antworten auf die Fragen gut herausfinden, wie groß die Einschränkung der Lebensqualität ist, die durch das Bewusstsein über antimuslimischen Rassismus hervorgerufen wird.

Es gibt keine bessere Quelle für die Einschränkungen, die Rassismus nach sich zieht, als Alltagsschilderungen. Falls die Frage, ob die Befürchtungen der Befragten berechtigt sind, dennoch zwackt: Bekräftigt werden die Einschätzungen der Befragten durch Meinungsumfragen und Statistiken. Dazu gehören Zustimmungswerte zu antimuslimisch-rassistischen Aussagen, wie sie beispielsweise im Sachsen-Monitor und in der Autoritarismus-Studie gemessen wurden, Statistiken zu rechter Gewalt laut Beratungsstellen des VBRG, zu Straftaten und zu Diskriminierung (neben unserem eigenen Fragebogen: Online-Meldestelle ‚I report‘, Antidiskriminierungsstelle des Bundes, Antidiskriminierungsbüro Sachsen). Nicht umsonst plädieren wir dafür, Vermeidung als Ergänzung zu den dokumentierten Vorfällen zu interpretieren. Denn Vermeidungsstrategien sind nicht immer zur Hand, nicht alle Befragten greifen zu Vermeidungsstrategien und nicht alle Vermeidungsstrategien sind erfolgreich.

Lebensbereiche und religiöse Feste

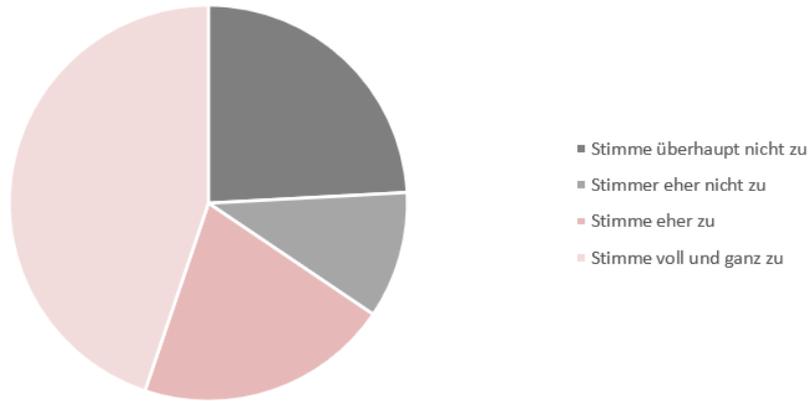
Unser Fragebogen führt für Vermeidungsverhalten verschiedene Lebensbereiche auf. Er fragt, in welchen dieser Bereiche die Befragten offen erzählen würden, dass sie muslimisch sind – falls die Rede darauf kommt. Ausgewertet wurde diese Frage nur für jene, die vorher angegeben hatten, muslimisch zu sein. Leider konnten wir neun Antworten aus dem englischen Fragebogen aufgrund eines Fehlers nicht mit einbeziehen. Übrig blieben die Antworten von 38 Personen, die auf Deutsch und Arabisch geantwortet haben. Die Lebensbereiche, nach denen wir gefragt haben, sind Öffentlichkeit, Bildung, Freundschaften, Arbeit, Behörden, Freizeit und Internet.

Zum Lebensbereich ‚Öffentlichkeit‘ gehören Straße, öffentlicher Personennahverkehr, Spielplatz und Veranstaltungen. Diese Beispiele wurden auch im Fragebogen aufgeführt. Öffentliche Orte können wir kaum vermeiden und wir teilen sie mit allen anderen Menschen. Wir kommen dort überwiegend mit uns Unbekannten zusammen. Für die „Sicherheit auf den Straßen“ ist grundsätzlich der Staat verantwortlich; und diese wird mitunter als Maß für die Performance (die Erfüllung der Fürsorgepflicht) des Staates herangezogen. Wir können annehmen, dass für das eigene Wohlfühl in der Öffentlichkeit das Klima verantwortlich ist, wie wir es wahrnehmen.

Wenn wir uns die genannten öffentlichen Orte – Spielplatz, Bus und so weiter – vergegenwärtigen und uns dann vorstellen, dass es aus der Situation heraus passend wäre, die eigene muslimische Religion zu erwähnen: Sage ich dann, dass ich muslimisch bin? Die Beantwortung dieser Frage in unserer Umfrage war keineswegs eindeutig. Die meisten Personen würden offen sagen, dass sie muslimisch sind. Eine Person nutzte sogar das offene Feld, um zu betonen, dass sie es wichtig findet, ihre Religion nicht zu verbergen.

¹ Opfer, Betroffene – je nach Kontext und je nach Haltung der Autorin gibt es hier unterschiedliche Begriffe. Hier geht es eher um die rhetorische Figur, darum bleiben wir in der klassischen Formulierung.

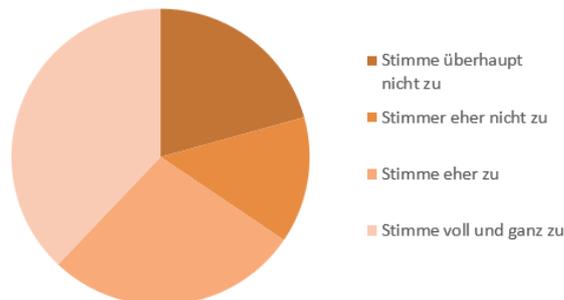
Wenn die Rede darauf kommt, sage ich in der **Öffentlichkeit** ganz offen, dass ich muslimisch bin



Doch ein Drittel der von uns befragten Muslim:innen gab an, dass sie ihre Religion in der Öffentlichkeit nicht nennen würde, selbst wenn die Rede darauf kommt².

Wir haben nach weiteren Lebensbereichen gefragt. Das Ergebnis ist meistens ähnlich wie für den öffentlichen Raum. Im Internet und in sozialen Netzwerken (wir haben *Instagram*, *X*, *TikTok* und *Facebook* erwähnt) sind die Antworten ähnlich. Verwunderlich ist das vielleicht nicht, denn das Internet ist in vielen Fällen ebenfalls ein öffentlicher Ort, wo viele Zufallsbegegnungen stattfinden. Wir wissen auch, dass die veröffentlichte Meinung in digitalen Medien oft aggressiver und enthemmter geäußert wird als in der analogen Öffentlichkeit. Zugleich sind soziale Medien für viele Menschen eine immens wichtige Kommunikationsplattform.

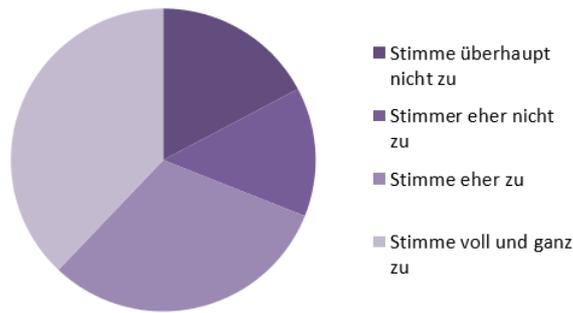
Wenn die Rede darauf kommt, sage ich im **Internet** und in **Sozialen Medien** ganz offen, dass ich muslimisch bin



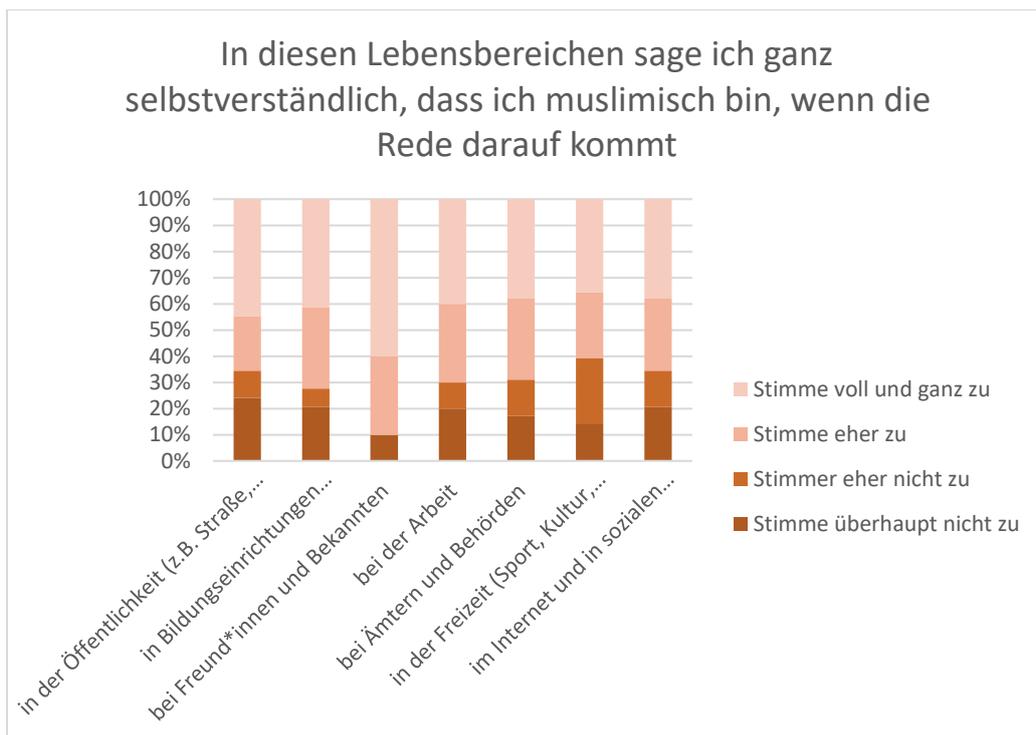
Auch für den Lebensbereich ‚Ämter und Behörden‘ haben wir ähnliche Antworten bekommen. Da dieser Bereich im direkten Zugriffsbereich staatlicher Verantwortung liegt, ist es höchst bedenklich, wenn Bürger:innen es vermeiden, die eigene religiöse Identität hier offenzulegen. Oft sind wir von behördlichem Handeln abhängig. Ämter treffen Entscheidungen, die familiäre, berufliche und finanzielle Auswirkungen haben können. Der Eindruck, dass eine Religionszugehörigkeit sich solchen Institutionen gegenüber nachteilig auswirken könnte, muss unser Vertrauen in den Rechtsstaat belasten.

² Nicht = eher nicht oder überhaupt nicht

Wenn die Rede darauf kommt, sage ich bei Ämtern und **Behörden** ganz offen, dass ich muslimisch bin

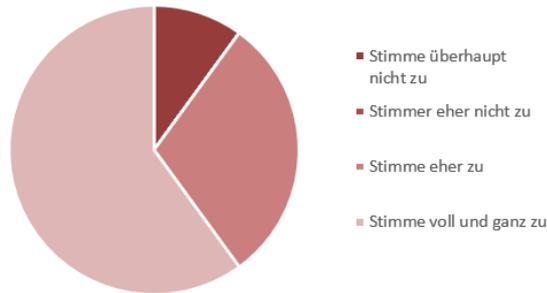


Wir haben auch Lebensbereiche abgefragt, in denen längerfristiger Kontakt geknüpft wird: Zur Arbeit geht man regelmäßig, das Team lernt sich mit der Zeit kennen. Das Gleiche gilt für Bildungseinrichtungen wie Kitas, Schulen, Berufskollegs und Universitäten. Auch Freizeitangebote sind typische Orte, um sich mit der Zeit näher zu kommen und Freundschaften zu schließen. Aufgeführt haben wir im Fragebogen die Freizeitbereiche Sport, Kultur und Politik. In keinem dieser Bereiche sind die Antworten aber grundsätzlich anders als für die bisher dargestellten Lebensbereiche: obwohl die Mehrzahl der Befragten ihre Religion erwähnen würde, entscheidet sich mindestens ein Drittel von ihnen eher oder sicherlich dagegen.



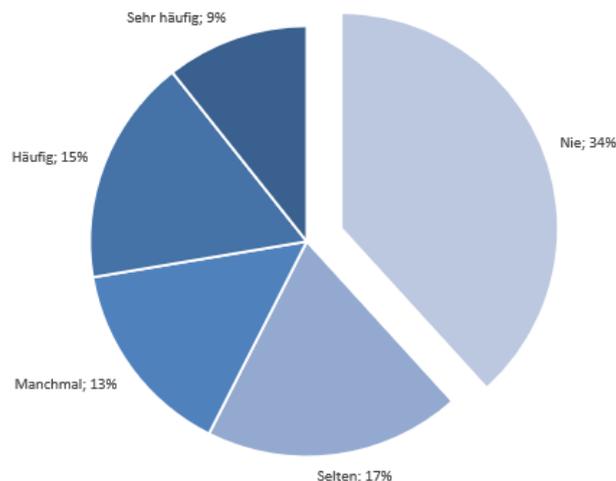
Die Ergebnisse zum Bereich ‚Freund*innen und Bekannte‘ stechen positiv heraus. Von 30 Antworten würden 27 Personen wahrscheinlich erwähnen, dass sie muslimisch sind – glücklicherweise. Denn dieser Bereich betrifft den Nahbereich der von uns befragten Menschen am stärksten. Die Beziehung zu Freund:innen und Bekannten ist langfristiger und intimer als in den anderen abgefragten Begegnungen. Diese Intimität wäre stark eingeschränkt, wenn eine der beteiligten Personen ihre religiöse Überzeugung nicht erwähnen dürfte.

Wenn die Rede darauf kommt, sage ich bei Freund*innen und Bekannten ganz offen, dass ich muslimisch bin



Wir haben eine weitere Frage gestellt, die ebenfalls nur für die Muslim:innen unter den Befragten Sinn ergibt. Sie berührt die Freiheit der Religionsausübung, aber auch die Freiheit zur Versammlung: ‚Wie häufig vermeiden Sie es, religiöse Feierlichkeiten und Veranstaltungen oder Orte zu besuchen, weil Sie sich dort oder auf dem Weg dorthin unsicher fühlen?‘. Als Beispiele nennt die Frage Freitagsgebet, Fastenbrechen in der Moschee und Eid Fest. Diese zu feiern, gehört zweifellos zu den garantierten Grundrechten. Wie wichtig diese Feste in religiöser Hinsicht sind, beantworten Muslim:innen für sich selbstverständlich unterschiedlich. Zumindest geht es um die höchsten religiösen Feiertage im Jahr. Diese begehen zu können, enthält darüber hinaus eine soziale Komponente. Momente verändern sich, wenn wir sie teilen. Denken wir an die vielen Menschen in Sachsen, die – christlich geprägt, ohne religiös zu sein – wochenlang mit ihren Lieben das Weihnachtsfest vorbereiten und dann gemeinsam feiern, erhellt sich diese soziale Komponente wohl auch aus nichtmuslimischer Perspektive. Blicken wir dann auf die Auswertung, so müssen wir sagen: Es ist die Mehrheit. Die Mehrheit der Befragten hat, um sich selbst zu schützen, bereits auf einen Moscheebesuch oder ein gemeinsames religiöses Fest verzichtet.

Wie häufig vermeiden Sie es, religiöse Feierlichkeiten und Veranstaltungen oder Orte zu besuchen, weil Sie sich dort oder auf dem Weg dorthin unsicher fühlen? (z.B. Freitagsgebet, Fastenbrechen in der Moschee, Eid Fest)



Bis hierher können wir feststellen: Wenn ein Drittel der befragten Muslim:innen es vermeidet, seine Religion zu erwähnen und wenn ein Viertel der Befragten aus Sicherheitsgründen häufig religiöse Feiern

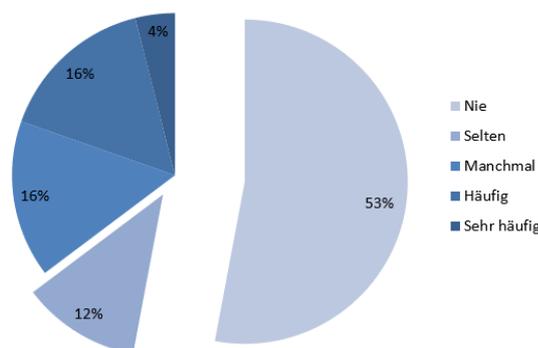
verpasst, dann sind religiöses Integritätserleben und die freie Religionsausübung nicht ausreichend garantiert.

Aussehen und Bewegungsfreiheit

Die Auswirkungen von antimuslimischem Rassismus umfassen weit mehr als konkretes religiöses Handeln und die religiöse Identität. Viele konkrete Diskriminierungssituationen beziehen sich auf die Unterstellung, muslimisch zu sein. Dies fußt oft auf reiner Physiognomie und damit auf biologistischen rassistischen Konzepten. Anders gesagt: Wer aus der Haarfarbe eine Religions- oder Kulturzugehörigkeit ableitet, schließt an Rassendenken an. Weil insofern auch für Menschen, die bloß für muslimisch gehalten werden, eine Bedrohungslage bestehen kann, haben wir auch diese nach Vermeidungsverhalten gefragt und sie in die folgenden Ergebnisse mit einbezogen. Hier konnten wir die Fragebögen in allen Sprachen einbeziehen. Ausgewertet haben wir die Antworten von allen, die sich selbst als muslimisch bezeichnen oder oft bzw. manchmal als muslimisch wahrgenommen werden. Das sind 51 Menschen.

Vermeidungsverhalten kann sich auch darauf beziehen, wie ich mich kleide und wohin ich gehe. Beides haben wir erfragt. Die Frage zum Aussehen lautete: ‚Wie häufig gibt es Situationen, in denen Sie es bewusst vermeiden, muslimisch auszusehen?‘. Für die Hälfte der von uns Befragten stellt sich diese Frage wohl nicht. Sie vermeiden es nicht, muslimisch auszusehen. Alle anderen setzen diese Form des Vermeidungsverhaltens mitunter ein, ob selten oder oft. Sie schätzen also die konkrete Situation ein, kalkulieren möglicherweise ihr Sicherheitsrisiko oder welche Wirkung sie vermeiden möchten. Ein Beispiel könnte Kleidung sein, mit der ich eher in die Disco gelassen werde oder ein Hoodie über dem Hijab, wenn ich abends nach Hause gehe³. Sicher ist: Die Hälfte der Befragten hat in einer Situation bereits gezielt versucht, nicht muslimisch auszusehen.

Wie häufig gibt es Situationen, in denen Sie es bewusst vermeiden, muslimisch auszusehen?

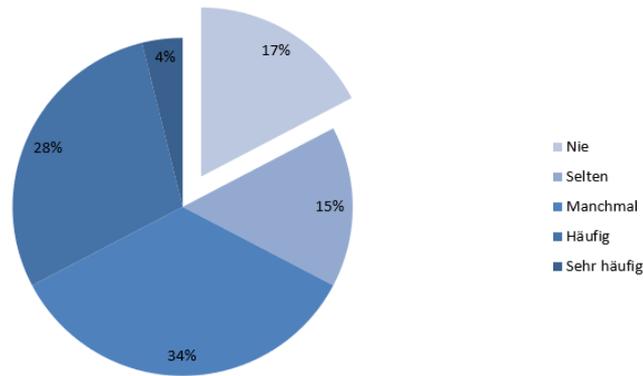


Die Frage zu gemiedenen Orten lautete: ‚Wie häufig vermeiden Sie es, bestimmte Orte oder Lokale in Ihrer Wohnumgebung aufzusuchen, weil Sie sich dort als Muslim*a unsicher fühlen?‘. Es geht in der Frage also nicht um alle Orte auf der Welt oder in Sachsen, sondern um die Wohnumgebung. Wieder erfahren wir bei der Beantwortung der Frage etwas über den Alltag und über die unmittelbaren Lebensbedingungen der Befragten. Die Antwort ist: 66 % von ihnen vermeiden⁴ bestimmte Orte, weil sie sich dort unsicher fühlen. Ihr eingeschränktes Sicherheitsgefühl begrenzt sie in ihrer Bewegungsfreiheit.

³ Dies ist selbstverständlich kein „unmuslimisches“ Verhalten! Es ist jedoch Verhalten, dass gezielt antimuslimischen Unterstellungen gegen die eigene Person entkräften soll.

⁴ manchmal, häufig oder sehr häufig

Wie häufig vermeiden Sie es, bestimmte Orte oder Lokale in Ihrer Wohnumgebung aufzusuchen, weil Sie sich dort als Muslim*in unsicher fühlen?



Was heißt das also? Vermeidungsverhalten ist ein Hinweis auf die vielfältigen Auswirkungen, die antimuslimischer Rassismus nach sich zieht. Wir haben tendenziell nach dem Wohnumfeld und nach Alltagsbereichen gefragt. Die Antworten auf unseren Fragebogen sind also konkret als Einschränkungen im Alltag zu interpretieren – und diese sind immens. Es liegt in der Verantwortung des Staats und der Zivilgesellschaft, die Sicherheitslage entsprechend zu ändern. Überall wollen wir uns zeigen dürfen – als Menschen, ob religiös oder nicht.